



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Heidentum wehrt sich,

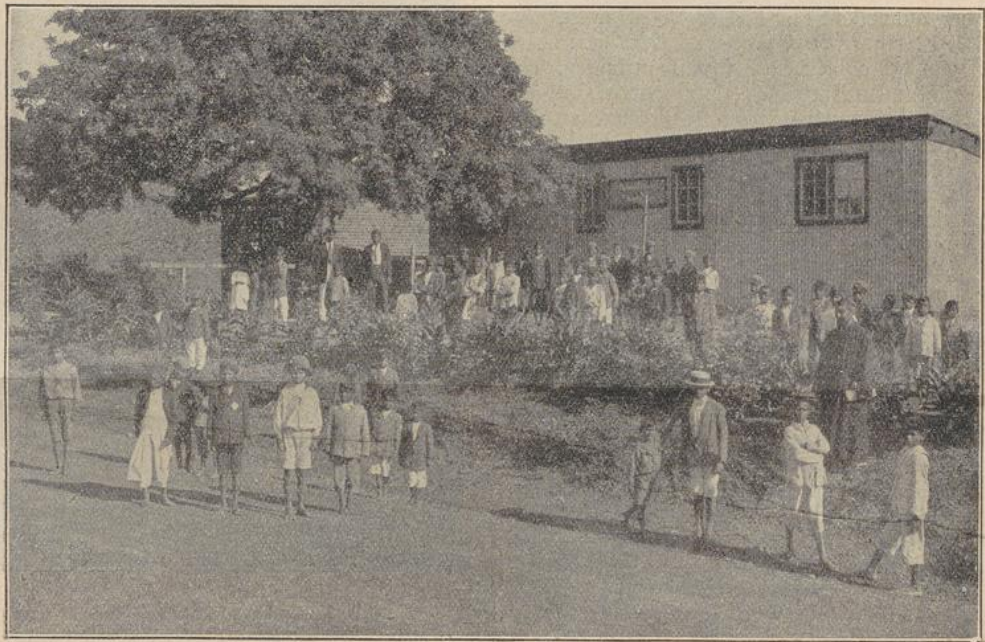
nich so überaus glücklich, und möchte diese meine Freude mit meinen lb. Kindern teilen!" Ihr Wunsch wurde sofort erfüllt. Der neunjährige Paul zählte ohnehin zu den Erstkommunikanten und saß bereits neben der Mutter, ihr kleinstes Kind hatte sie schon auf dem Arm, und dann kam noch die zehnjährige Rosa mit Koletta und den übrigen Geschwistern herein, bis zuletzt alle sechs um die übergelückliche Mutter herum saßen. „Jetzt fehlt nur noch der Vater“, sagte die Frau, „aber ich hoffe, er wird bis nächstes Jahr auch schon unter die Zahl der Kommunikanten zählen.“

Damit will ich für heute schließen, denn es würde allzuweit führen, wollte ich einzeln all die Segensblümchen aufzählen, die ich an jenem Gedentage sprossen und blühen sah.

Am Abend des Weißen Sonntags versammelten sich die Kommunikanten-Kinder im stillen Wäldchen vor der

leben. Doch zwei solche Gegenjäger, wie Heidentum und Christentum, können sich unmöglich miteinander vertragen; da ergeben sich endlose Meinungsverschiedenheiten und Reibereien.

So kommt da z. B. eines Tages der in unserer Nähe wohnende Häuptling Mandeha und bittet ganz harmlos, als handle es sich um etwas ganz Selbstverständliches, daß er die auf unserer Farm stehende Opferstätte zu Ehren der Geister wiederherstellen dürfe. Man habe sie etwas vernachlässigt, meinte er, und sie drohe zusammenzufallen, jetzt aber, da so große Regennot sei, müßten sie unbedingt wieder beten und opfern, sonst bekämen sie keine Ernte. — Natürlich schlug ich sein Ansinnen rundweg ab, denn wir können doch nicht auf unserm eigenen Grund und Boden das Heidentum fördern, namentlich in solch öffentlicher Form.



Unsere St. Thomas-Schule in Rooi Kopjes, von der Landstraße aus gesehen.

Lourdes-Grotte und wurden nicht müde, der lieben Himmelskönigin zu Ehren ein Lied nach dem andern zu singen. Gewiß hat die hehre Himmelsmutter ihre Freude an diesen schwarzen Kleinen gehabt und über jedes einzelne von ihnen segnend ihre Mutterhände ausgebreitet.

Es ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Daß stets dich Gott erhalte
So rein, so schön, so hold!"

Das Heidentum wehrt sich.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill. — Als wir vor Jahren die hiesige Mission eröffneten, erhoben die Alten keine nennenswerten Schwierigkeiten gegen das Christentum. Sie duldeten, daß sich das jüngere Volk in hellen Scharen zur christlichen Schule herbeidrängten, wollten aber für ihre Person nach wie vor ruhig und ungestört in ihrem Heidentum weiter-

leben. Ein anderer Punkt des Anstoßes ist ihnen die christliche Anschauung bezüglich der Ehe. Da fühlen sich die Heiden am empfindlichsten getroffen, werden oft geradezu wütend und drohen mit dem Speer. Sie wollen eben nach wie vor ihre großen und kleinen Mädchen frei nach Lust und Laune verschachern können; und in den außerhalb unserer Farm gelegenen Schulen kommt es oft vor, daß die Eltern ihre Mädchen mit Gewalt von der Missionschule fernhalten, damit sie ja das Christentum nicht kennen und lieben lernen. Denn sie fürchten, die Mädchen würden sich dann weigern, zum Manne zu gehen, um vielleicht sein zweites oder gar sechstes und zehntes Weib zu machen. Da gibt es endlose Kämpfe und Streitigkeiten, die nicht selten auch vor die weltliche Behörde kommen.

Eine dritte Quelle des Unfriedens zwischen Heidentum und Christentum ist die Hartnäckigkeit der Alten, ihre kranken Angehörigen, auch wenn sie schon Christen sind, auf heidnische Art zu behandeln und zu kurieren. Da werden z. B., um die Heilung zu bewirken,

die Würfel über sie geworfen und die Geister der Vorfahren angerufen und durch Opfer versöhnt. Als Beleg will ich nur einen Fall anführen.

Ein in den vierziger Jahren stehendes Weib, das in schwerer Krankheit früher getauft worden war, gab dem Drängen ihres heidnischen Ehemannes nach und ließ allerlei heidnische Dinge mit sich vornehmen. Nun hörte ich durch Christen ganz verstohlen, was vorgekommen sei, denn offen dagegen aufzutreten, scheuen sie sich, aus Furcht, die Heiden möchten grausame Rache an ihnen nehmen. Ich aber konnte und wollte da nicht schweigen. Daher erschien ich eines Tages im betreffenden Kraal, hielt der Frau ihr Unrecht vor und forderte sie zuletzt auf, öffentlich vor den anwesenden Christen und Heiden dem Teufel und allem heidnischen Aberglauben zu widersagen. Sie saß ruhig vor mir da und schien guten Willens zu sein. Ich frage also: „Widersagst du dem Teufel?“ — Keine Antwort. — Ich stelle die Frage zum zweitenmale. Da blickt sie bittend, wie in großer Angst, zu mir auf, verharrt aber in ihrem Stillschweigen. Wie ich aber die Frage zum drittenmale stelle, fällt sie rücklings mit lautem Aufschrei zu Boden und beginnt nun in bewußtlosem Zustand gar jämmerlich zu heulen und zu schreien. Alle erschrafen, wir fingen laut an zu beten — denn es war auch eine Schwester da, die soeben mit dem sie begleitenden Mädchen von der benachbarten Außenschule, wo sie Nähunterricht erteilt hatte, zurückgekommen war, — die Kranke aber kam nicht mehr zu sich, und so mußten wir sie unverrichteter Dinge verlassen.

Einige Wochen später wiederholte sich der Vorfall. Ich hatte diesmal die Stola angetan, und ihr Mann war auch da. „Siehst du, das ist deine Schuld,“ sagte ich zu ihm, während sich sein Weib bewußtlos in schrecklichen Konvulsionen am Boden wälzte. Gott straft dein Weib, weil es sich, obgleich eine Christin, auf dein Betreiben hin zum alten heidnischen Aberglauben hat verleiten lassen. Ich fürchte, du wirst sie noch in den Tod bringen, wenn du nicht aufhörst, solches Zeug mit ihr zu treiben!“ — Der Mann war ganz niedergeschlagen und fragte beständig: „Was soll ich tun? Was soll ich tun?“ — Ich entgegnete: „Versprich, daß du dein Weib nicht mehr zu solch' heidnischen Sachen verleiten willst.“ — Doch dazu war er um keinen Preis zu bestimmen. Das Eine wollte er zugeben, daß sie am Sonntag und auch einmal während der Woche zu uns in die Kirche komme, im übrigen aber wolle er sie nach seiner Methode behandeln, d. h. die Würfel über sie werfen und die Geister der Vorfahren anrufen, damit sie durch Opfer versöhnt würden und seine arme Frau in Ruhe ließen. — Es schnitt mir förmlich in die Seele, wie der Mann ganz ernst und mit nassen Augen so zu mir sprach, wie einer, der seine feste und heiligste Ueberzeugung ausspricht.

Das Weib am Boden wurde immer unruhiger und zwang sich schließlich mit Gewalt und unter lautem Geschrei zur Türe hinaus. Die Schwester aber mit dem Mädchen und der Mann hielten es fest am Boden nieder.

Wir beteten von neuem und beisprenkten sie mit Weihwasser. Ich rief den Namen Jesu über sie an, der Mann neben mir aber den Namen „Schani“ (sprich Schai), des bösen Geistes. Schließlich ward das Weib wieder in die Hütte gebracht. Der Mann tat ganz verzweifelt, wollte aber lieber sein Weib sterben sehen, als daß er aufhörte, die Geister über sie anzurufen.

Nun schlug ich ihm vor, das Weib auf drei Tage zu uns nach der Missionsstation zu schicken, dann würde er es gesund zurückerhalten. Nach längerem Zögern gab



Br. Urban, Hauptlehrer in unserer St. Thomas-Schule in Rooi-Kopjes und seine zwei indischen Hilfslehrer.

er es endlich zu. So kam das Weib zu uns, und, wie ich gesagt hatte, nach drei Tagen konnte es die Station wohl und zufrieden wieder verlassen. Sie hatte hier ohne alle Schwierigkeit öffentlich dem Heidentum widersagt, war reumütig zur hl. Beichte gegangen und ist seitdem glücklich und gesund. Ich sagte ihr beim Abschied: „Dein Mann mag treiben, was er will, sei nur auf der Hut, daß du ihm nicht zustimmst. Bleibst du Gott und deinem hl. Glauben treu, so kann dir nichts Schlimmes widerfahren!“

Uebrigens haben ich bei diesem Anlasse auch gesehen, daß das Heidentum seinem innersten We-

ien nach so ganz Lüge ist, wie der Satan selbst, dem es hulldigt. Ich wollte nämlich, ehe ich den Fall verhandelte, die Sache erst öffentlich feststellen und konstatieren, und glaubte, das sei sehr einfach; denn jene heidnischen, abergläubischen Sachen waren öffentlich am hellen Tag vorgenommen worden. Die Heiden selbst hatten schadenfroh erklärt, jenes Christenweib habe zu einer heidnischen Opferhandlung ihre Zuflucht genommen, und von der geheimen Anzeige der Christen habe ich schon oben gesprochen. Jetzt aber, da ich öffentlich nach dem Tatbestand fragte, konnte ich absolut kein Geständnis herausbringen. Die christlichen Zeugen hatten mich schon vorher gebeten, doch ja ihre Namen nicht zu nennen, da sie sonst das Schlimmste befürchten müßten; die Heiden aber leugneten frech und unverschämt alles weg; da war nichts vorgekommen, sie hatten nichts gesehen, nichts gehört.

Ähnlich ging es mir in einem zweiten Fall. Ich hatte vier christliche Burschen als Zeugen, daß heidnische Weiber den Versuch gemacht hatten, einem erkrankten Christen durch abergläubische Geisterverehrung Hilfe zu verschaffen. Sogleich eilte ich mit den Burschen zum betreffenden Kraal, um die Schuldigen zur Rede zu stellen. Da fingen aber diese heidnischen Männer und Frauen an zu schelten und über die armen Burschen als falsche Ankläger herzufallen, daß diese ganz eingeschüchtert dastanden und sich kaum zu rühren trauten. Ich forderte jeden einzelnen meiner jungen Leute auf, offen zu sagen, was sie gesehen und gehört hätten. Sie taten es wohl, allein mit sichtlicher Verlegenheit, während die Heiden um sie her tobten, wie einst die Juden gegen den unschuldigen hl. Stephanus. Es war, wie wenn Satan, der Vater der Lüge, selber aus ihnen späche, und ich hatte Mühe, meine Burschen hinreichend in Schutz zu nehmen.

Mit bitterem Schmerz in der Brust und um eine traurige Erfahrung reicher geworden, wanderte ich zur Missionsstation zurück. Doch Eines war mir ein Trost und gab mir neue Hoffnung: ich erkannte, die Stärke des Heidentums sei die Lüge. Darin liegt aber zugleich seine Schwäche. Auf die Dauer kann die Lüge nirgends bestehen, und zuletzt wird doch die Wahrheit den Sieg erringen.

Basuto-Häuptling Elias Joseph Tsita,

ein Held im Silberhaar.

Gardenberg, April 1914. — Lange Jahre hatte ich mit Sehnsucht hinübergeschaut nach Nordwesten. Des öfters hatte ich mein Köhlein hinübergelenkt dorthin, wo in der ersten Alpenkette der Drakensberge stolz die „Zwillinge“ sich zu den Wolken erheben, bis zu einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere. Schroff fallen dort die Felsenwände ab, bald zerrissen und kahl wie ein tausendfacher Spiegel das Sonnenlicht zurückwerfend, bald bedeckt mit saftigem Grün, ein Genuß fürs Auge und die Wonne der Herden prächtiger Rinder und fetter Schafe, die Sommer und Winter hier reichlich Mahlzeit halten. Tief unten hat der tüchtige Renegha sich sein Bett gegraben, ein lustiger Knabe, der tanzend von steiler Höhe herabkommend, gar manch Gebirgswasser in sich hineintrinkt, in nimmer gesättigtem Durste, und so bald zum Manne heranwächst, um sodann mit Riesengewalt weiter unten die Ebene zu durchheilen. Jährlich, zur Zeit der Regen, verdrängt er manch Menschenleben, als ob er Tribut verlangte für die herrlichen Getreidefelder,

die zu seinen beiden Seiten sich allnächtlich erfrischen an dem Tau, den er aushaucht. Oft hatte ich ihn überschritten, das eine Mal vom hohen Roß herab verächtlich hinunterschauend auf das armelige Wässerlein unter mir, das andere Mal meine Seele Gott empfehlend, indem ich mich notgedrungen mit dem schraubenden Tiere hineinstürzte in die schäumende Flut.

Ich hatte ihn stets lieb, den Fluß, und doch war er mir ein Dorn im Auge, denn er trennte mich von einem von Tausenden von Schwarzen bewohnten Gebiete, wo außer zwei alten Weiblein niemand sich zur alten katholischen Kirche bekannte. Und gerade jenseits des Flusses, auf dem durch diesen wilden Burschen vom Hauptgebirgsstock losgerissenen Fuße der „Zwillinge“, wohnten die Untertanen des fast 90jährigen Tsita, eines Sohnes jenes berühmten Gründers der Basuto-Nation, Moshweshwe. Oft sah mich die hinter dem majestätischen Gebirge verschwinnende Sonne, wenn sie gerade noch hervorlugte zwischen den Zähnen der im wunderbar glühenden Abendrot leuchtenden Sierra, wie ich hinüberschaute und vor mich himmelmelte in tiefer Erregung: „Wann wird meine Sehnsucht nach jenen Hügeln erfüllt? Wie lange noch geht die Sonne unter und auf, ohne daß jenes Gebiet sich erschließt der Sonne ewiger Wahrheit, die niemals untergehen wird?“ —

Da — es war 1910 im September — kommt ein Reiter und bringt einen Brief. Ich öffne und finde die Unterschrift: „Tsita Moshweshwe.“ In Hast lese ich: „Wir bitten den Moruti von Roma, daß er komme zu uns und meinen Leuten, er uns lehre die Lehren der Kirche der alten, der katholischen. Die Kirche von England wollen wir nicht mehr. Komme bald!“

Das war mehr, als ich mir je hätte träumen lassen. Gott sei Dank! — Tsita hatte, schon ehe er die englische Hochkirche rief, an „Rom“ gedacht, aber es gab damals diesseits der Berge keine katholischen Missionare weit und breit. So wurde er Glied der „englischen Hochkirche“, entließ alle Weiber, nachdem er all seinen Reichtum an dieselben ausgeteilt hatte; und da sein noch lebendes erstes Weib lange ihn treulos verlassen, heiratete er in der protestantischen Kirche sein Lieblingsweib, Cäcilia, die Tochter seines Onkels. Das Willkürregiment des englischen Missionars brachte ihn, auf den ich am wenigsten gehofft, auf seine alte Idee, die Missionare der ersten Kirche zu rufen, die Römer.

Der nächste Anlaß zu dieser Befehrung war mir nicht gerade angenehm, und durch bittere Erfahrungen flug gemacht, ging ich vorsichtig zu Werk. Bei meinem ersten Besuch war ich kalt wie ein Fisch und brummig wie eines von jenen Tieren, die in zottigem Pelze in den Eisregionen haufen. In schonungsloser Rede schilderte ich meinen Hörern die „Härten der römischen Lehre“, und der Schlußsatz lautete: „Leute, welche die englische Kirche verlassen, weil es ihnen hart wird, zu gehorchen, brauchen wir nicht. Wir können nur Leute aufnehmen mit redlichem Herzen, die gewillt sind, um Christi willen Schmach zu leiden!“ Mit dem Chief, der natürlich da war, gab ich mich nicht näher ab. Und so ging ich, und kam nicht wieder.

Aber die Wahrheit, die ich wie einen jenen Brand in diese Herzen geschleudert, zündete. Bald kam ein zweiter und dritter Brief und ein vierter Bote: „Das, was du uns gesagt, ist nicht hart; es ist Wahrheit, und Wahrheit suchen wir.“ — Drei Jahre lehrte und prüfte ich. Der Häuptling, auch wenn er nach Gardenberg kam, wurde behandelt wie die übrigen